

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Vater war davongestürmt.

Die Tochter hatte keinen Versuch mehr gemacht, ihn zurückzuhalten. Mit brennenden Augen starrte sie unentwegt und ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, auf die Tür, hinter der er verschwunden.

Voll heißer Herzensangst mühte sich Otto, sie ihrer dumpfen Erfarrung zu entreißen. Er kniete neben ihr nieder, überschüttete sie mit Liebkosungen, bat, seufzte, schalt — kein Wort der Erwiderung kam von ihren Lippen. Endlich, um ihren Zorn zu reizen, und dadurch vielleicht dem Schmerzstromen, der, sich nach innen ergießen, sie zu erstickend brohte, ein Ventil zu schaffen, gestand er ihr, daß er von der Absicht des Vaters, sie aufzusuchen, gewußt, daß er es aber nicht über sich gebracht habe, ihr jenen Brief auszuhändigen. Auch das fruchtete nichts. Mit aufeinandergepreßten Lippen, mit gänzlich verständnislosem Blick hatte sie nur einmal das Haupt nach ihm hingewandt, um es dann sofort wieder der Tür zuzukehren. Da riß ihm die Geduld.

„Zum Wetter noch mal! Kannst du kein Wort für mich finden?! Ich muß wieder zum Dienst! —“ Er hatte die Stahluhr unter dem blauen Uniformrock hervorgezogen und blickte nun ganz erschrocken auf das vergilbte Zifferblatt. „Teufel noch eins! In fünf Minuten muß ich wieder zur Stelle sein!“ Er suchte nach seinem Dschako, den er vorhin irgendwohin geworfen. „Toska — sei doch vernünftig! Lege dich schlafen! Morgen früh sieht sich alles ganz anders an.“ Er rüttelte sie unsanft an der Schulter. Auch jetzt keine Antwort.

„Na — da kann's nichts helfen!“ Ein Pfiff durch die Zähne. Er stülpte den Dschako aufs Haupt. „Adieu! — Daß die Frauen so unvernünftig sind!“ Zorn heuchelnd ging er zur Tür. Langsam. Bei jedem Schritt hoffend, daß sie ihn zurückrufen werde. Als es aber nicht geschah, da warf er in hell aufstadernder Wut die Tür hinter sich zu und sprang die Treppe hinab. —

Als der Morgen emporstieg, kehrte Otto von Jäger vom Dienst zurück. Noch war jenseits der Grenze alles ruhig geblieben. Er wählte absichtlich einen weiteren Umweg. Lodte ihn etwa die Schönheit des Morgens? Ein märchenhaftes Halblicht lag über der schweigenden Stadt und den nördlichen, walddreichen Höhen. Im Osten der violette Schimmer des nahenden Tagesgestirns, der langsam ausblühte wie rosensarbene Rosen — im Westen das blaue Halbdunkel der sinkenden Nacht mit ihren verlöschenden Sternen.

Hart klapperte der Hufschlag seines Rosses über das Pflaster. — Ein fremder Witzton in dieser Zauberwelt.

Er pfiff ein lockes Soldatenlied. Er wollte es gegen sich

selber nicht Wort haben, wie sehr Toskas stumme Verzweiflung ihn die Nacht über heimlich geängstigt — wie diese Angst wuchs, je näher er dem Hause kam.

Wie würde er sie wiederfinden?

Was würde der Tag bringen?

Endlich hatte er sein Pferd dem Burschen übergeben, der seiner schon vor dem Hause wartete. Mit hochklopfendem Herzen betrat er dann den engen Korridor seiner kleinen Wohnung. Nun öffnete er die Tür des Schlafzimmers. Nein — hier war sie nicht. Die Betten standen unbenutzt. — Wenn sie etwa —! Ihm schwindelte. Er wußte nicht, wie er ins Wohnzimmer hinübergekommen. Gott sei Dank! Gott sei Dank! Da saß sie — am Fenster. Schwarzblau zeichnete sich ihre herrliche Gestalt gegen den ausleuchtenden Sonnenball ab.

Mit tiefer, beinahe feierlicher Ruhe erhob sie sich. Er sah ihren fahlen, schlaffen Gesichtszügen die durchwachte Nacht nur zu deutlich an. Aber die Augen hatten doch wieder einen Schimmer von Leben.

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Er ergriff sie, von den Gemütsbewegungen der verfloffenen Nacht und besonders der letzten Augenblicke durchschüttert, fast heftig und zog sie voll Leid und Inbrunst an die Lippen.

„Toska! Toska!“

„Bergib, wenn ich dich gestern abend so im Zorn von mir scheiden ließ,“ sagte sie voll schmerzvoller Sanftmut und mit einer Stimme, die in ihrer spröden Tonlosigkeit an eine zersprungene Glocke gemahnte. „Das Erlebte hatte mich wie mit einem Faustschlag niedergeschmettert. Die ersten Stunden dieser Nacht — sie waren die furchtbarsten meines Lebens. — Endlich, endlich hat mir Gott aus dem Labyrinth meiner Verzweiflung einen Ausweg gezeigt! Otto!“ Tiefe, klingende, leuchtende Wärme glomm nun in ihrer Stimme, in ihren Augen auf. Dabei legte sie zaghaft und doch mit zitterndem Flehen die Hände um seinen Hals. „Otto! Du wirst diesen Weg betreten — den einzigen, der zum Wiederaufbau unseres Glückes führt?“

„Welchen Weg?“

„Du mußt deinen Abschied nehmen!“

„Du bist von Sinnen!“

Er machte sich los — trat von ihr fort.

Sie aber war sofort wieder an seiner Seite. Mit wie zum Gebet ineinandergerungenen Händen, mit feuchten, flehenden, beschwörenden Augen.

„Otto — ich bin reich! Reicher als du glaubst! Wir werden von allem äußeren Zwang befreit, miteinander ein glückseliges Leben führen — ein Leben der Liebe!“

„In Frankreich etwa?“ höhnte er.

„Nein! Nein! Das werde ich nie von dir verlangen! Nur mit der Waffe in der Hand dürft ihr einander nicht gegenüberreten — mein Vater und du. — Das — das ertrage ich nicht! — Aber ich will mit dir gehen, wohin du

willst — nach Spanien, nach Italien — auch nach Deutschland — du hast die Wahl!"

„Sehr gütig!“ Gallesbitter Klang's. Er lehnte rittlings gegen die Kante des runden Tisches, der vor dem steifbeinigen Sofa stand. Zählings dann wandte er sich mit einem Ruck gegen sie, ergrieff ihre Hand und presste sie mit einem so schmerzhaften Druck, daß sie lichte ausschrie. „Toska! Bist du dir denn des Unsinns gar nicht bewußt, den du da redest? Ich den Abschied nehmen? In eben dem Augenblick, da der Entscheidungskampf wider Napoleon ausgefochten werden soll?!"

„Otto — bedenke, wenn du meinem Vater —!“ Ein irres Flimmern schlug aus ihren Augen. „Nicht auszudenken wär's!" Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Heißes Erschrecken und tiefes Mitleid erfaßte ihn.

„Armes Kind!" Er zog sie an sich, lehnte ihren blonden Kopf an seine Schulter und strich ein paarmal sanft darüber hin. „Davor wird mich die Güte Gottes bewahren, daß ich deinem Vater ein Leid zufügen muß! Aber ich bin unschuldig daran, daß das Schicksal uns einander gegenüberstellt." Ganz unwillkürlich ließ er sie wieder fahren. „Wie er zu dem Korps gehören will, so gehöre ich mit einem tausendmal größeren Rechte zu meinem Könige, zu meinem Volk und Vaterland, das dieser Tyrann gefnechtet, verhöhnt und mit Füßen getreten! Wir haben seine Ketten in blutigen Schlachten zerissen — jetzt naht er, um sie uns von neuem anzulegen. Fluch und Schande über jeden Deutschen, der sich feige aus den Reihen der heiligen Freiheitskämpfer stellen will! Dreimal Fluch und Schande über mich, wenn ich den Mut dazu fände!"

„Das — das ist deine Antwort auf meine Bitte?!" würgte sie hervor.

„Ich kann keine andere geben! So wahr mir Gott helfe!"

„Auch dann nicht, wenn diese Antwort unser Glück für alle Ewigkeit einbringen würde?"

„Toska — blick mich nicht so an! Auch dann nicht! Auch dann nicht!" schrie er ihr in wütender Qual entgegen. Seine Zähne knirschten aufeinander. Die Nägel seiner zur Faust gekrümmten Finger gruben sich mit schmerzhaftem Druck in seine Handflächen ein. „Daß du es weißt: Ich bin eins mit meinem Volk, mit meinem Vaterlande! — Und du, Toska, du bist mein Weib! Du gehörst zu mir!" Wild und drohend umschlang er sie plötzlich. „Ich lasse dich keinem andern!"

„Laß mich! Laß mich! Um Gottes willen! Erbarmen! Sie stieß ihn von sich.

Ein so tödliches Entsetzen malte sich auf ihrem wachsweißen Gesicht, daß er bis ins Herz durchkälte, in seinem heiligsten Empfinden verlegt, sich von ihr abwandte.

„Verzeih", sagte er rauh. Wie splitterndes Eis klirrte das eine Wort durch den Raum. Und dann mit schwerer Zunge: „Bin müde — vom Dienst. Muß ruhen. Adio." Schwerfällig, mit baumelnden Gliedern ging er hinaus.

Ueber die graden Wege des Gärtchens, durch die hellstrahlende Mittagssonne fuhr Erdmuthes Erlin den Kinderwagen.

Dabei spielte und tändelte sie voll weicher Mütterlichkeit mit ihrem darininsitzenden Kinde, beugte ihren Kopf zu ihm hinab und zog ihn lachend wieder zurück, wenn die kleinen drallen Händchen jauchzend danach griffen.

Ein Knabe war's — mit Ulrich's schwarzen Haaren und Augen. Und deshalb liebte Erdmuthes es doppelt.

„Mami — Mami! Noch mal!" rief der Kleine, ein wohl anderthalbjähriges, gewecktes Kind, indem er bittend in die Hände klatschte.

„Noch mal! Noch mal!" wiederholte Erdmuthes zärtlich schäfernd. „Du Schlaupf, du wirst das jetzt bald zum letztenmal zu mir gesagt haben." Ein Schatten von Trauer huschte über ihr vom Spielen und von der erfrischenden Märzlust leichtgerötetes Gesicht. „Deinen Vater hast nun weiblich kennen gelernt, du Grasaff! Jetzt bring ich dich wieder heim zu Großmama und Großpapa. Würdest Mutchen wohl ein bißchen vermissen, wenn? — Ach du! Ach du! Werd mir nur gut und brav!" Und in überströmender Liebesfülle, die heimlicher Mutterangst nicht entbehrte, hob sie das Kind aus dem Wagen und drückte es mit inbrünstigem Blick gen Himmel — einer Betenden gleich — an ihre Brust.

Auch das Kindergepäppelchen war ganz ernst geworden.

Da klapperte rascher Hufschlag die Straße herauf — der Knabe ruckte lachend das Köpfchen empor.

„Ach," sagte Erdmuthes, eine Träne im hellen Auge, im des der Mund schon wieder lächelte, „du Goldbrag! Erkennst schon am Gang des Pferdes, wenn dein Vater kommt?!"

„Papa!" Ein Auffauchzen des Kindes — verlangend streckte es die Arme aus. — Ulrich hielt hoch zu Ross am Gatterzaune des Gärtchens.

Mit tiefer leuchtender Zärtlichkeit, der ein leiser Schimmer von Behmut beigemischt war, umfaßte sein Blick Mutter und Kind.

Dann sprang er vom Pferde, warf dem hinter ihm haltenden Burschen die Zügel zu und trat eilends durch die schmale Gartenpforte, an der die beiden seiner nun schon ungeduldig harreten.

Er grüßte Erdmuthes mit liebem Gruß und hob das nach ihm zappelnde Kind hoch in die Luft, daß es aufkreischte vor Lust. Die kleinen Händchen haschten nach des Vaters schwarzem Tschako — und als des Vaters Arme wieder herabsanken und das Bübchen in seinem rechten Arm einen Platz fand, da tasteten die winzigen Fingergliedchen über die blaue Uniform, über die goldenen Schnüre, über den roten Kragen unter Ausdrücken höchsten kindlichen Entzückens hin, und die erweiterten Kinderaugen glänzten in einem Meere von Licht und Bewunderung.

„Ja, ja, Kerlchen, Papas Ross ist schön!" versuchte er zu scherzen. „Beguck ihn dir nur noch einmal recht genau. Denn nun heißt's scheiden!"

Erdmuthes erblickte.

„Wie? Schon so bald?!"

„Es ist die höchste Zeit, Erdmuthes," entgegnete Ulrich ernst, den dunklen Blick in ihre Augen tauchend. „Der Krieg ist unvermeidlich. Das weißt du ja selbst. Seit Napoleon wieder in Paris ist, heißt's auf der Hut zu sein. Unsere drei preussischen Korps sollen enger zusammengezogen werden, um einem etwaigen Angriff begegnen zu können. Der Ausmarsch unseres Regiments in den nördlichen Teil des Großherzogtums Luxemburg steht in aller Kürze bevor." Langsam schlug er den Weg nach dem Hause ein.

„Ja, du hast recht, es ist höchste Zeit, daß der Junge nach Hause kommt", entgegnete sie, neben ihm herschreitend, ohne ihn anzusehen.

Er faßte, mit dem strahlenden zappelnden Kinde beschäftigt, den eigenartigen Ton ihrer Worte nicht auf und fuhr fort:

„Wie weiß ich's dir Dank, Erdmuthes, daß du mir mein Kind gebracht! Daß ich es endlich, endlich kennen lernen konnte, und daß sein Bildchen nun in meinem Herzen lebt, auch wenn ihr fern seid! — Brrrr! Wie werdet ihr mir fehlen! Noch tausendmal mehr als vorher — in der langen Zeit vom Pariser Frieden bis — bis ihr kamt!"

Erdmuthes warf einen Seitenblick voll tief-gütiger Liebe und sonnigen Humors zu ihm hinüber.

„Glaubst du, Egoist, daß du allein der leidende Teil gewesen?"

„Du Liebe!" Er reichte ihr die freie Hand und ergriff, als sie die ihre hineinlegte, diese schlanke kühle Rechte mit festem Druck. „Leicht hast du's wahrhaftig nicht gehabt, Erdmuthes! Mein einziger Trost ist: Tragen und Leiden ist ja die Pflicht jeder deutschen Frau in unserer Zeit. — Nur meine ich immer — so gut wie du, hätt's doch keine andre verstanden!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kartoffelflöhe.

Eine heitere Einquartierungsgegeschichte.

Von E. Hagen-Müller.

Der Klempermeister und Hausbesitzer Herr Theodor Niesel steigt langsam die Stufen zu seiner Wohnung empor.

Er ist ein wenig schwer geraten, der gute Herr Niesel, und da nimmt man die Stiegen nicht gerade im Sturm auf. Bedächtig schiebt er den Drücker in das Schlüsselloch der Vorsaalktür, aber er braucht sich nicht weiter zu bemühen, denn schon wird die Tür von innen geöffnet, und seine zwei Sprößlinge, ein Bube von zwölf und ein Mädchen von zehn Jahren stürzen ihm mit allen Anzeichen höchster vaterländischer Begeisterung entgegen.

„Vater, Vater, wir kriegen Einquartierung," brüllt ihm der Junge entgegen.

„Morgen kommen „unser“ Soldaten," weiß Jemina zu berichten und hält dem Vater den gelben Zettel mit der Einquartierungsanfrage unter die Nase, während Kurt wichtig hinzusetzt: „Zwei Mann mit Verpflegung ohne Brot."

„Na, Kinder, was laßt mich erst einmal zu Atem kommen,“ wehrt Herr Nibel ab und hängt seinen Hut an den Kleiderkänder im Vorraum. Dann stapft er gewichtigen Schrittes nach dem Schlafzimmer, um die schweren Stiefeln mit den gemüthlichen Hausfrauen zu vertauschen.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ frohlockt im Stillen Frau Bertha Nibel, die das von der Küche aus mit Genugthuung gesehen hat. Nun bleibt er sicher den Abend daheim, ihr Theodor, und das ist recht so, denn bei den schweren Kriegsjahren soll man sparen und nicht das Geld in das Wirtshaus tragen. Sichtlich befriedigt richtet die brave Hausmutter die Peringskartoffeln an und betritt bald darauf, die dampfende Schüssel in den Händen, das Wohnzimmer.

Bei der Abendmahlzeit erfährt nun Herr Nibel, daß die Einquartierungsanfrage erst vor kurzem gekommen ist und seine Frau deshalb noch gar nichts für die Soldaten vorbereitet hat. „Mach dir keine Sorge, Mutter,“ tröstet er. „Morgen ist ja Sonntag, da helfen wir alle mit.“

Irma und Kurt begeistern sich sofort für den Gedanken des Vaters, aber Frau Nibel wagt in die Leistungsfähigkeit der Hilfskräfte einige Zweifel zu setzen.

„Die Hauptsache ist, daß du für die Soldaten einen guten Dappen kochst, Mutter,“ hebt Herr Nibel von neuem an.

„Ich dachte an Rinderschmorbraten und Kartoffelklöße und vielleicht geschmorte Bismen,“ schlägt seine Ehehälfte vor. „Böckfleisch und Erbsen und Reis und Kraut bekämen sie sehr oft, wurde mir gesagt.“

„Ja, das stimmt,“ bestätigt der Gatte, „aber Schmorbraten ist gut und vor allem nicht zu knapp, und eine große Schüssel Klöße dazu, womöglich gleich für zwei Tage. Wer weiß, wie oft und wie lange die armen Kerle dann darben müssen, wenn sie erst draußen im Felde sind.“

Der Sonntagmorgen fand die Familie Nibel in voller Thätigkeit. Der Hausherr schleifte im Schweiße seines Angesichts die eisernen Bettstellen und die Matrasen vom Boden herunter, während das Dienstmädchen beim Aufstellen behilflich war und dann die Betten mit Ueberzügen versah. Irma und Kurt standen mehr im Wege herum, als sie nützten, aber der gutmüthige Vater ließ sie gewähren, denn die vaterländische Begeisterung unserer Jugend soll man nicht unterbinden. Frau Bertha mühte sich eifrig in der heißen Küche, dem Schmorbraten die schöne braune Glasur zu geben, und wahre Berge von Klößen entstanden unter ihren eifrig schaffenden Händen.

So rückte unter allgemeinem Arbeitsseifer die Mittagsstunde heran.

Auf jedes Klingelzeichen stürzten die Kinder nach der Tür, um immer wieder enttäuscht zurückzukehren, denn einmal war es der Milchmann, der die Glocke in Bewegung gesetzt hatte, dann wieder ein Bettler und schließlich der Bäderjunge, der den Frühstückstisch holen wollte.

Nun stellten sich Irma und Kurt mit dem Vater ans Fenster, und nach einiger Zeit konnten sie feststellen, daß die wackeren Vaterlandsverteidiger einrückten. In das Nebenhaus waren schon zwei gekommen, gegenüber betraten dann vier den Hausflur, und bald wimmelte es von feldgrauen Uniformen auf der Straße. Ueberall bezogen die braven Marschinger Quartier, nur zur Familie Nibel, wo sie so sehnlichst erwartet wurden, kamen sie nicht. Auf Befragen erfuhr man dann, daß der Bedarf an Quartieren zunächst gedeckt sei und Herr Klempermeister und Hausbesitzer Theodor Nibel vorläufig nicht in Anspruch genommen werde.

Für die Kinder bedeutete das eine schwere Enttäuschung, aber auch Frau Nibel erging sich in Beschlagen und Jammern. Wie sehr hatte sie sich den ganzen Vormittag in der Küche geplagt, und was sollte nun mit dem schönen Schmorbraten und den vielen Klößen werden?

„Na, Mutter, nun mal Fassung,“ gebot da der Hausherr, und im Brustton tiefster Ueberzeugung fügte er hinzu: „Jeder Mensch muß jezt Opfer fürs Vaterland bringen. Und das bißchen Fleisch und deine paar Klöße, die werden wir schon kein kriegen.“

Das bißchen Fleisch und die paar Klöße! Frau Nibel erwiderte kein Wort, aber als gute Hausfrau erwog sie bereits im Stillen, wie „das bißchen Fleisch und die paar Klöße“ am vorteilhaftesten aufzubereiten seien, denn umkommen durfte nichts in diesen schweren Zeiten.

Beim Mittagmahl konnte Frau Bertha mit Genugthuung feststellen, daß dem Sonntagsgesicht die ihm gebührende Würdigung zuteil wurde. Mann und Kinder aßen mit wahrer Begeisterung Schmorbraten und Klöße, Klöße und wieder Klöße, so daß die große Schüssel beinahe geleert war, als man sich vom Tische erhob. Vater machte dann ein Verdammnisniederchen, und später wurde von der gesamten Familie der übliche Sonntagsnachmittagspaziergang unternommen. Nach der Heimkehr lud der Abendbrottisch zu jederem Aufschnitt und gebratenen Kloßscheiben ein. Wieder wurden die Teller im Handumdrehen leer, denn das Wandern in der frischen Herbstluft hatte eine sehr anregende Wirkung auf die Glust aller ausgeübt.

„Gewürmter Schmorbraten und Kartoffelklöße“ lautete für Montag mittag der Speisezettel, und „Kartoffelklöße und geschmorte Bismen“ war die verblüffende Antwort für den Abend.

Der von Herrn Nibel betonte Opfermut hatte in der Familie

bis zum Mittag in unveränderter Weise vorgehalten, aber am Abend machte sich doch ein kleines Wstauen bemerkbar, wenigstens beim Hausherrn. Er verlangte noch eine Wurstschmitte und leistete sich einen Cognac. Das tat er nur in außergewöhnlichen Fällen, denn er wußte als guter Hausvater wohl, was er seiner Familie schuldig war.

Für den folgenden Dienstag keidete Frau Bertha den Rest des Schmorbratens in die harmlose Form von Fleischbrotchen, aber den Kartoffelklößen vermochte sie trotz allen Nachdenkens keine andere Gestalt zu geben, und so feierten sie noch einmal trübliche Uferstehung.

Scheuen Blickes streifte der Hausherr die weißen Kugeln, die nun bald anfangen, gefährlich zu werden, dann fragte er kleinlaut: „Haben wirs nun geschafft, Bertha?“

„Noch nicht ganz,“ entgegnete seine Frau, „aber ich hoffe, es wird uns heute abend gelingen.“

Da senkte der Alte. Und der Abend kam, und mit ihm die gefürchtete Mahlzeit. Schweigend und langsam wanderten die letzten Klöße ihrer Bestimmung zu.

Eben faltete der biedere Klempermeister mit einem Gott sei Dank! seine Serviette zusammen, als die Thürglocke schellte. Die beiden Kinder stürzten hinaus.

Der Alte sah seine Frau an. „Nun brauchte bloß —“. Weiter kam er nicht. Kurt stürzte ins Zimmer hinein: „Surra, unser Soldaten!“

Das Bajonett im modernen Kriege.

Aus dem Munde verwundeter Krieger hören wir, daß das Bajonett in der modernen Schlacht wieder eine nicht unbedeutende Rolle beim Angriff wie bei der Verteidigung spielt. Wie die Kriegsgeschichte lehrt, hatte die Bedeutung dieser Waffe im Laufe des vergangenen Jahrhunderts ständig abgenommen. Nach einer vergleichenden Statistik des Generalmajors Wille wurden im italienischen Feldzuge von 1859 bei Oesterreichern und Franzosen zusammen von den überhaupt vorgekommenen Verwundungen 16,7 Prozent durch blanken Waffen verursacht. Im Feldzuge von 1864 betrug diese Zahl bei den Dänen nur noch 4 Proz. Im böhmischen Feldzug von 1866 betrug sie sich bei den Preußen auf 5,4 Prozent, bei den Oesterreichern auf 4,9 Proz. In der Schlacht bei St. Privat, wohl dem blutigsten Gefechte des deutsch-französischen Krieges, wurden nur 1 Proz. aller verwundeter Deutschen durch blanken Waffen verletzt und im russisch-türkischen Krieg von 1877/78 sank diese Zahl gar auf 0,9 Proz. Also ein ständiges Herabgehen der Verwundungen durch blanken Waffen, wobei noch zu bemerken ist, daß ein nicht unbedeutlicher Anteil davon auf den Säbel des Kavalleristen entfällt, die Zahl der eigentlichen Bajonettverletzungen also noch geringer ist. Wieder Erwarten nahm nun im russisch-japanischen Krieg die Zahl der Bajonettbenutzungen von neuem zu. Wie der japanische Generalarzt Oku feststellte, sind 7 Proz. aller Verwundungen auf blanken Waffen zurückzuführen. Noch größer war diese Zahl im Balkankrieg und sie ist auch bei den jetzigen Kämpfen nicht gering.

Das eine Zeitlang verlassene Bajonett scheint also wieder zu Ehren gekommen zu sein. Zuerst finden wir es gegen Mitte des 17. Jahrhunderts in der französischen Armee, wo es die mit Feuergeehren bewaffneten Schützen zur Verteidigung gegen Reiterei verwendeten. Doch war es nur im Einzelgefecht in Gebrauch. Erst Karl XII. von Schweden benutzte es in der Schlacht bei Narva beim geschlossenen Massenangriff und Friedrich der Große und später der in Norditalien kämpfende russische General Suworow wüthten diese Angriffsart weiter auszugestalten. Troßdem stieß Napoleon bei der Einführung des Bajonetts bei seinen Truppen auf große Schwierigkeiten. In den Erinnerungen eines seiner Offiziere namens Charles Barquin wird erzählt, daß einzelne Abteilungen vor der Schlacht von Jena Bajonette erhielten, die sie aber zu weiter nichts, als zum Ausgraben von Kartoffeln verwendeten. Viele waren die nach ihrer Ansicht unnütze Waffe während des Kampfes fort, andere verkauften sie als Kriegsandenken. Doch in den späteren Kriegen Napoleons war der Bajonettangriff allgemein, und besonders in den Schlachten der Freiheitskriege spielte er eine große Rolle. Wenn dies auch heute wieder der Fall ist, ist es wohl darauf zurückzuführen, daß sich die großen Schlachten, die eine Zeitlang Feuergefechte zweier Linien waren, immer mehr in Einzelgefechte auflösen, bei denen es bei dem Hin- und Hergevoege der einmal vorgehenden, dann zurückgebrängten und aufs neue vorstürmenden Truppen bei hügeligem Gelände leicht zum Handgemenge kleinerer Abteilungen kommt. Bezeichnenderweise hat die deutsche Heeresverwaltung in den letzten Jahren unsere Infanterie durch Uebung des Bajonettfechtens auf diese Kampfart vorbereitet.

Vermischtes.

Der Feldpostbrief des „Figaro“-Redakteurs Ein Redakteur des „Figaro“, der jezt unter den Waffen ist, schildert in einem Briefe an sein Blatt das Leben, das er führt, sehr anschaulich: „Glaubt nicht, daß ich von einem Kaffeehaus aus schreibe, auf irgend einer Tischdecke, während meine Nachbarn, kleine Rentner oder Angestellte, Karten spielen. . . Vor uns, 2 Km. entfernt, sind die Deutschen; meine Kompanie ist auf ihrem Posten;

mit den geladenen Gewehren neben sich spielen die Soldaten Karten und warten. Aber man wartet schon seit 6 Tagen. Es genügt nicht für die Soldaten, mutig zu sein, man muß auch Geduld haben — der Krieg von heute ist wirklich ganz anders, wie man sich ihn in der Jugend vorstellt. Seit Beginn des Feldzuges hat mein Regiment an sieben Kämpfen und drei großen Schlachten teilgenommen. Es ist im Tagesbefehl erwähnt worden, und trotzdem sind in ihm Kompagnien, die auch noch nicht einen Schuß abgegeben haben. Das heißt nicht, daß sie nichts zu tun hatten, ganz im Gegenteil; sie hatten die Aufgabe, Batterien zu unterstützen, die zu den gefährlichsten und aufregendsten gehörten. . . Jetzt sind wir in einer Stellung zusammengedrückt, um dem Feinde die geringstmögliche Fläche zu bieten. Trotzdem plagt ein Schrapnell; dem Sergeanten wird seine Börse von einem Granatsplitter entführt, er ist also noch auf davongekommen. Ein anderes Schrapnell plagt zur Linken; es sind zwei Verwundete, einer davon schwer. Wieder ein anderes plagt im Zentrum; diesmal geschieht wunderbarerweise nichts. Wir haben fünf Verwundete, denen schnell, soweit möglich, Hilfe gebracht wird; sie warten stumm, unbeweglich an ihrem Posten, nur ein wenig bleich im Gesicht. . . In den Schützengräben ist man weniger ausgezehrt, so daß man sogar Karten spielt. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie viel Schützengräben wir während dieses Feldzuges schon gegraben haben. Unser Schützengraben, in dem wir heute sind, ist so groß, daß ein Mann ganz darin verborgen ist. Man hat von den deutschen Schützengräben viel gesprochen, aber die unseren sind nicht geringer. Wir haben allen modernen Komfort darin. Ueber unseren Köpfen aber geht unaufhörlich das Artillerie-Duell, dessen Kollen wir nur zu oft tragen müssen; gestern wurden zwei Hauptleute verwundet, heute kam der Oberst daran. Trotzdem denkt man nicht mehr an den Tod. Wenn wir von dem Feinde hören, daß ein Geschos nahe, so regt uns das nicht mehr auf. Wir haben so viel unnütze Vorsichtsmaßregeln gesehen und wiederum so viele Wunder. Ein Sergeant meiner Kompagnie, derselbe, dem erst die Börse von einem Geschos entführt wurde, erhielt dann einen Schuß durch den Tornister, er selbst hatte nur eine kleine Schramme an der Hand. Als gestern ein Geschos 10 Meter weit niederfiel, unterbrachen meine Kameraden nicht einmal ihr Kartenpiel. . .

Ein Reiterregiment ohne Bärte. So einen recht forschenden Reiter denkt man sich meistens mit einem lockeren Schnurrbart. Und fast immer tragen auch unsere Reiter forschende Bärte. Bei unseren Bundesgenossen, den Österreichern, gibt es aber ein ganzes Reiterregiment, in dem schon seit mehr als anderthalb hundert Jahren weder Offiziere, noch Unteroffiziere und Gemeine Bärte tragen. Dies Regiment ist das Dragoner-Regiment „Fürst von Windischgrätz“, das im 18. Jahrhundert errichtet worden ist. Die Bartlosigkeit des ganzen Regiments wird auf folgende Weise erklärt: Im Siebenjährigen Kriege waren einmal die älteren Leute des Regiments fast alle gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Da wurden denn ganz junge Burschen eingereicht, bei denen auch nicht der geringste Partisanas zu spüren war. Das jugendliche Aussehen aller dieser Reiter zog nicht nur den Spott der anderen Truppen auf sich, auch die Vorgesetzten hielten mit ihrer Meinung nicht zurück, daß sie von einer solchen Reitertruppe recht wenig erwarteten. Aus gekränktem Ehrgefühl und um den anderen Truppen zu beweisen, daß es das Alter und die militärische Erfahrung allein nicht tue, zeigte sich dann diese jugendliche Truppe ganz besonders tapfer und gewann sich damit den Respekt, der ihr vorher von den eigenen Kampfgenossen und von den Vorgesetzten verweigert worden war. Noch öfter soll sich dann das bartlose Regiment ausgezeichnet haben, so daß die Zugehörigkeit dazu schließlich als ein Vorzug galt. Um das Regiment zu ehren, kamen die Vorgesetzten und Offiziere überein, daß auch künftighin kein Angehöriger des Regiments, ganz gleich, ob Offizier oder Rekrut, einen Bart tragen dürfe. Das ist denn so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Verständigung. Ein Trupp Franktireurs war von der Kompagnie eingebracht worden und wurde bis zur Abfertigung in einem Keller verstaubt. Der Feldwebel leitete die Unterbringung. Im urchimlichen Unteroffizierentum schnauzte er die Bande an: Nehmt eure gottverdammten Latschen zusammen! — Rechts anrücken! — Immer noch mehr ran! Denkt ihr vielleicht, ihr kommt in ein Fürstenzimmer? — Und es ging alles wunderschön und glatt und schnell. Dann wurde der Feldwebel abberufen und der Bize, in Friedenszeiten Neuphologe, übernahm sein Amt. Er sprach französisch. Und es ging auch, aber wesentlich langsamer. Da sagte einer von den Fälschern, die mit aufgezogenem Seitengewehr an der Kellertür standen, zu seinem Nebenmann: Zu schade, daß der Feldwebel weg ist, der konnte sich so schön mit den Leuten verständigen.

Die Kosaken reiten auf Pferden. Im Jahre 1813 wurden natürlich die Kosaken mit großer Begeisterung in Berlin begrüßt, waren sie doch die Verbündeten der Preußen. Freilich lebte sich die Begeisterung, als die neuen Bundesgenossen hinsichtlich der Güter in Küche und Keller sehr kommunizistische Grundzüge zur Geltung brachten. Diese Um- und Mißstimmung fand denn auch bald in öffentlichen Wäuttern Ausdruck, soweit das damals get der äußerst strengen Zensur geschehen konnte. Wie streng diese Zensur war, zeigt der folgende Fall: Als eine Berliner Zeitung

nach Ankunft der Kosaken eine Beschreibung gab, worin es hieß: „Sie reiten auf kleinen unansehnlichen Pferden,“ strich der vorsichtige Mann des Stiffs die beiden Begriffe „kleinen, unansehnlichen“, um das gute Verhältnis zwischen Preußen und Rußland nicht zu gefährden, und so las denn das Publikum mit großer Verwunderung am anderen Tage die geistreiche Mitteilung: „Die Kosaken reiten auf Pferden!“

Wie dick sind die Wolken? Wenn der Himmel seine Schleusen öffnet und unendliche Regenmengen auf die Erde sendet, fragt man sich unwillkürlich, wie gewaltig muß die Ausdehnung der Wolken sein, die diese Wassermengen enthalten konnten. Wie dick sind eigentlich die Wolken? Hieselbe Angaben hierüber hat der Wiener Wetterforscher Julius Hann in der neuen Auflage seines bekannten Lehrbuches der Wetterkunde zusammengetragen, aus der die Naturwissenschaftliche Wochenschrift das Folgende entnimmt: Bei einer Ballonfahrt von Barral nach Vhrio am 27. Juli 1850 wurde eine Wolkenschicht durchkreuzt, die größtenteils aus unterkühlten Tröpfchen bestand und mehr als 5 km Dicke besaß. Auch neuere Wolkennmessungen haben ergeben, daß die senkrechte Mächtigkeit der Haufenwolken mehrere Kilometer erreichen kann. Darüber haben die Berliner Ballonfahrten einige sehr bemerkenswerte Erfahrungen geliefert. Die Hochfahrt vom 8. Mai 1894 ging zuerst in der Höhe von 1750 bis 5000 m durch eine Schneewolke, dann setzte sie sich als Eiskristallwolke bis 5,7 km fort, der noch ein Eisknebel bis zur Höhe von 7750 m folgte. Diese Wolkenschicht waren also 6 km mächtig. Auch bei der Fahrt vom 14. März 1893 wurde eine Eisknebelwolke von nahezu 5 km Mächtigkeit durchfahren. Die Potsdamer Wolkennmessungen haben Dicken von 50 bis über 1600 m ergeben; sie sind auch getrennt für die einzelnen Wolkensorten registriert. Die dicksten Wolken waren hier die Blagregenwolken. Der ausgezeichnete Wolkensortierer Ley sah im Sommer eine Gewitterwolke, deren unterste Fläche sich 300 m über dem Gipfel des Montblanc befand, während ihre Scheitel sich 4800 m darüber erhob. Am 13. August 1857 konnte Ley die Dicke einiger Hagelwolken messen. Die unterste Fläche war etwa 1000 m über der Erde und die senkrechte Mächtigkeit betrug 7800 m. Aber selbst diese Dicke wurde durch zahlreiche Gewitterwolken erheblich übertroffen. Am 3. September 1867 und am 4. August 1878 betrug deren Mächtigkeit 9700 m. Wolken von so großer Mächtigkeit können sich natürlich nur in aufsteigenden Luftmassen bilden, sei es in den großen atmosphärischen Wirbeln oder bei lokalen Störungen des Gleichgewichts, also den Sommergewittern. Die Dicke der Wolken ist jedenfalls beschränkt, da die für die Witterung wichtigen Luftschichten sich auf die zehn untersten Kilometer beschränken, so werden auch die Wolkenschichten nur in seltenen Fällen 10 km Dicke erreichen.

Büchertisch.

— Was ist ein Unterseeboot, was ein Torpedo und Torpedoboot, was ist eine Seemine? Darüber unterrichten die beiden erschienenen neuen Auflagen der beiden Nummern 289 und 290 der in der ganzen Welt bekannten Miniatur-Bibliothek, Verlag für Kunst und Wissenschaft Albert Otto Paul, Leipzig. In beiden kleinen Bänden mit vielen Abbildungen findet der Leser in knapper Form einen Bericht über das, was zum Seekampfe gehört und worüber sich mancher gerade jetzt, wo ein deutsches Unterseeboot drei englischen Panzerkreuzern den Untergang brachte, so gern unterrichten möchte. Und dabei kostet jede Nummer nur 10 Pfg. — In demselben Verlage erschien hieben auch mit Karten vom Kriegsschauplatz ein Handatlas, der hübsch und dauerhaft eingebunden, bequem in der Tasche zu tragen ist. Geographische und militärische Angaben sind dem Atlas beigefügt und machen ihn zu einem sehr interessanten Nachschlagewerk.

Zitatenräffel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Der Feige droht mir, wo er sicher ist.
2. Des Menschen Wille, das ist sein Glück.
3. Was? Der Blitz! Das ist ja die Hulst aus Blasewitz.
4. Die schmale Kost und der Arbeit Last
Mag sich nur ein and'rer erwählen.
5. Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden.
6. Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.
7. Dasein ist Nicht, und wir's ein Augenblick.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

H	A	S	E
A	M	O	R
S	O	H	L
E	R	L	E